

**„Entfesselte Gemeinde – Aspekte diakonischer Gemeindeentwicklung“
Vortrag zur „Woche der Diakonie“ im Kirchenkreis Siegen am 26. Okt. 2007
von Pfarrer Ulrich Laepple, Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste, (AMD) im
Diakonischen Werk der EKD**

„Entfesselte Gemeinde“ – was für ein reißerisch klingendes Thema! Ich habe es nicht gewählt. Aber ganz unschuldig bin ich auch wieder nicht daran. Denn vor einem Jahr habe ich in einem Vortrag hier in Siegen erzählt, dass wir im Amt für Gemeindeentwicklung in Düsseldorf, wo ich früher gearbeitet habe, ein Poster an der Wand hatten. Auf diesem Poster war ein gefesselter Mensch abgebildet, der sich gerade seiner Fesseln entledigt, sich also entwickelt. Und dann habe ich mit Blick auf dieses Bild hinzugefügt: „Entwicklung ist auch Entfesselung, Entfesselung von Kräften und Möglichkeiten. Entwicklung bedeutet: Da ist drin, was sich entfalten kann, mehr als wir bisher meinten und glaubten.

I. Entfesselung – eine Sache des Glaubens

Wenn man die Bibel liest, ist es auffallend, wie viel von Fesseln und Entfesselung die Rede ist. Dass Fesseln fallen, ist ein Qualitätsmerkmal für das Evangelium. „Stricke des Todes, die reißen entzwei“ (EG 66). Fesseln des Todes, der Krankheiten, Fesseln in Gefängnissen, Fesseln der Zögerlichkeit und Ängstlichkeit und der Angst vor dem Zukurzkommen, auch Fesseln der Bequemlichkeit.

Auch Fesseln der Zunge:

„Was sage ich einem Menschen,
der am Ende ist?
Was sage ich ihm unter vier Augen in seine Sorgen
am Grab der Liebe in sein Alleinsein
am Krankenbett in seine Schmerzen
im Todeskampf in seine Angst?
Sage ich auch:
Kann man nichts machen,
es erwischt jeden einmal
nur nicht den Mut verlieren
nimm‘ s nicht so schwer...
Sage ich nichts als das?
Ich sollte doch kennen
den einen und einzigen Namen
der uns gegeben ist unter dem Himmel...“

Diese Zeilen aus einem Gedicht von Lothar Zenetti kommen aus der Sehnsucht: Fesseln des Herzens und der Zunge möchten doch zerspringen. Gerade weil Evangelium heißt: Fesseln dürfen und sollen fallen. Und wir möchten das an uns erleben und in unseren Gemeinden, dass wir in diesem Sinn „ent-fesselt“ werden zu neuen Worten und neuen Taten.

Die Bibel ist ein Buch der Entfesselungen. Aus verängstigten und hinter Mauern sich selbst einschließenden Jüngern werden Missionare der Welt. Einfache Fischer werden zu Aposteln. Sklaven werden zu Zeugen des Evangeliums. Frauen wie Lydia in Philippi gründen einen Hauskreis, aus dem ein missionarischer Stützpunkt für die Heidenmission des Apostels Paulus wird. In Missionsgemeinden bilden sich Persönlichkeiten, Glaubensbiografien und Gaben aus, die das Neue Testament „Charismen“ nennt. Sie wirken zusammen und schaffen Gemeinden mit einem großen Sendungsbewusstsein und Hoffnungspotenzial: „Gleich wie mich mein

Vater gesandt hat, so sende ich euch“ – in einer Zeit, als es noch keine Haushaltspläne, Pfarrbesoldungen und Telefone gab.

Es gab und gibt auch Zeiten *gefesselter* Kirche. Martin Luther hat von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche gesprochen und meinte damit die Abhängigkeit von Restriktionen der Kirche durch das Papsttum und die Abwesenheit des befreienden Evangeliums. Die Fesselungen der Gemeinden in einer nicht zu übersehenden Vollmachtslosigkeit heute haben – bei allen Schwierigkeiten, vor denen die Gemeinden stehen: die finanziellen, die organisatorischen, der Mangel an Akzeptanz – vielleicht auch etwas zu tun mit der Abwesenheit des Evangeliums. Denn die übermächtige Sorge um sich selber und die Fixierungen auf den Mangel passen nicht so gut zum befreienden Evangelium. Ich weiß, es gibt Zeiten der Anfechtung, aber Gott gibt uns auch ein Potenzial an Verheißungen, die uns beflügeln können.

Ich lenke dazu Ihre Aufmerksamkeit auf einen Text aus Jes. 52, auf den ich angesichts des Themas „entfesselte Gemeinde“ gestoßen bin:

„Schüttle den Staub ab, steh auf, Jerusalem. Mach dich los von den Fesseln deines Halses, du gefangene Tochter Zion.“ und dann: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße, der Freudenboten, die Frieden verkündigen, Gutes predigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König.“

Wenn uns dieser Glaube abhanden kommt: „Gott ist König“, dann klagen wir und dann lahmen wir. Dann schauen wir nur noch auf unsere eigenen Möglichkeiten und Kräfte. Aber die sind zu wenig. Gemeindeentwicklung fängt damit an, dass wir uns in diesem Horizont begreifen und von ihm her beflügeln lassen: „Dein Gott ist König.“

Denn das Entstehen von Gemeinde ist ein Ereignis Gottes ist. Ein Ereignis Gottes, kein Machwerk unserer Hände. Eine *creatura verbi*, wie Luther sagte, also eine Schöpfung Gottes. Ein Wunder – allerdings eines, von dem Gott will, dass es geschieht, von dem er will, dass wir es herbeisehnen und herbeibeten, die Hindernisse wegräumen und uns einbringen.

„Entfesselte Gemeinde“? Wenn es so etwas gibt, eine Gemeinde, die immer wieder Freiheiten, Bewegungsmöglichkeiten findet, vorwärts geht zu neuen Ufern, phantasievoll und tatkräftig - was sind ihre Züge, kann man das ein wenig bebildern?

Ich schildere das Portrait einer Gemeinde in Oberhausen:

Ihr soziales Umfeld: hoher Ausländeranteil, viele sozial schwache Familien, Asylantenwohnheim und 100m von der Kirche entfernt eine große Moschee.

Finanzen: 123.000 € - das ist sozusagen nichts. Es ist die kleinste Gemeinde in Oberhausen, gut 2000 Gemeindeglieder, nicht überlebensfähig nach gängigen Maßstäben.

Wie ist es möglich, dass diese Gemeinde eine Gemeindeschwester bezahlt und eine Sozialarbeiterin?

Wie, dass sie jährlich 15.000 € zu einem Aidswaisenhaus nach Thailand schicken können, zu dem sie seit Jahren eine Beziehung haben?

Wie ist es möglich, dass sie durch einen Förderverein, durch Kollekten und den jährlichen Basar 170.000 € einnehmen, also weit mehr als das Kirchensteueraufkommen beträgt?

Weil diese Gemeinde ihre Berufung gefunden hat, ihr Profil, das einladend und zielgerichtet ist. Es lautet so:

- Wir wollen eine gastfreundliche Gemeinde sein.
- Wir konzentrieren uns auf die kirchendistanzierten Erwachsenen.

- Wir bieten ihnen an, dass sie in Glaubenskursen und Hauskreisen Schritte zum Glauben gehen können und helfen ihnen dabei.

Wenn der Pfarrer von der Gemeinde erzählt, spricht er auch davon, dass er selber durch Willow Creek eine Glaubenserneuerung erfahren habe. Auch das gehört dazu.

Und dann erzählt er: „Im hohen Ausländeranteil, den sozial schwachen Familien, im Asylantenwohnheim und angesichts der Moschee sehen wir eine große diakonische Herausforderung und hier investieren wir viel Geld, Zeit und Arbeitskraft – auch die der Hauptamtlichen: in den Kindergruppen (in denen mehr als die Hälfte mit Zustimmung der Verantwortlichen der Moschee muslimische Kinder sind), in der Asylbewerberbetreuung, die im Zusammenhang mit der Kleiderkammer als Beratung läuft). Das hat Ausstrahlung: denn diese Arbeit im sozialen Umfeld sorgt mit dafür, dass ein friedliches und tolerantes Miteinander der unterschiedlichen Kulturen und Nationalitäten möglich wird.“

(Aus der Apostelkirchengemeinde Oberhausen-Tackenberg, Pfr. Herbert Großarth)

Keine Angebergemeinde, keine Idealgemeinde – eher eine kämpfende Gemeinde, der Niederlagen und Anfechtungen nicht fremd sind. Entfesselt, aber so: In Ängsten, und siehe wir leben! In Schwachheit, und siehe, wir erleben uns als stark. Im Suchen, und siehe, wir finden! In Niederlagen, und siehe, Gott verwandelt sie in Siege. Wir haben diesen Schatz (Gottes) in irdenen, d.h. zerbrechlichen, zerkratzten, angemackten, ja unansehnlichen Gefäßen.

Aber wir *haben* diesen Schatz. Aus diesem Reichtum lässt sich Gemeinde entwickeln.

Einen zweiten Ausgangspunkt für „diakonische Gemeindeentwicklung“ fasse ich in den Satz:
II „Wir sind alle Diakoniefälle für Gott und für einander“

Was meine ich damit? Dazu folgende Schilderung aus einer anderen Gemeinde:

Ein Presbyterium kommt zu einem Wochenende zusammen. Thema „Miteinander diakonisch leben“. Jemand hat einen Text mitgebracht. Er stammte von D. Bonhoeffer, in dem er aus dem Gefängnis schreibt, dass es nicht nur eine Last sei, die Welt, die Menschen, das Leben aus der Perspektive „von unten“ anzuschauen, sondern ein großes Vorrecht. Und dieser Text führte zu einem Gespräch, das sie so noch nie hatten.

„Begonnen hat unsere diakonische Arbeit mit unserem Presbyterwochenende zum Thema „Miteinander diakonisch leben!“. Wir nahmen uns zunächst einmal Zeit, unseren Lebenslauf einmal anders zu betrachten. Nicht die Lebensgeschichte unserer Erfolge und Leistungen stand im Mittelpunkt, sondern - angeregt durch einen Text von Bonhoeffer - betrachteten wir unser Leben einmal von unten. Ein Gang durch die Talsohlen und -stollen unseres Lebens mit ganz anderen Eckdaten des Lernens. - Bei dem anschließenden Austausch ergab sich eine dichte Atmosphäre, in der alle etwas von sich erzählten. Frau H. erzählte als erste. Wir alle wussten von dem Unfall, durch den sie ihr Kind verloren hatte. Aber keiner von uns hatte gewusst, wie weh ihr die versuchten Tröstungen getan hatten. Herr W. erzählte, wie er als kleiner Junge einmal am Strand verloren gegangen war. Wie er, der Erfolgsverwöhnte, für eine Stunde einmal das Gefühl hatte, alles verloren zu haben. Frau N. schilderte uns die Besuche bei ihrer altersverwirrten Mutter. Der Ekel, der manchmal in ihr hochstieg und dann die Scham über sich selbst. ... Ich glaube, es war eine Sternstunde in unserem Presbyterium. Auf einmal hatten wir das Gefühl, einander mit ganz anderen Augen zu sehen. Und wir begriffen, dass die diakonischen Aufgaben und Erfahrungen nicht außerhalb auf uns warteten, sondern in und unter uns bereitlagen. ... Was immer wir später an diakonischer Arbeit mit ins Leben zu rufen versuchten, lässt sich wahrscheinlich nicht verstehen ohne diesen Nachmittag ...“

(aus: Hanns-Stephan Haas, Diakonie Profil, S. 54)

Das ist eine Schilderung, die mich sehr berührt hat und die zeigt, dass die „Lernspur Diakonie“ nicht an der eigenen Bedürftigkeit und Verletztheit vorbeiführen kann, sondern

durch das eigene Leben gehen muss und von dort zu den anderen. Erfahrungen werden freigelegt: Angst, Verlust, Hilflosigkeit, einstürzende Lebensfassaden. Die sind es, die uns mit anderen Menschen verbinden, die der Diakonie bedürftig sind – und wir hören auf, ihnen von oben herab, gönnerhaft zu begegnen.

Das Bild einer Diakonie, dass sich die Starken herunterbeugen zu den Schwachen und ihnen aufhelfen, dass die Edlen sich um die Heruntergekommene kümmern, die Heilen in die Welt der Unheilen gehen – dieses Bild von Diakonie greift zu kurz. Wir sind nicht besser, wir sind nicht unangefochten, wir sind nicht ohne Blessuren – wenn auch im Moment vielleicht besser dran. Aber ich weiß nicht, ob mich morgen etwas unterscheiden wird von dem Krebskranken im Krankenhaus, den ich heute besuche, oder wenn ich alt bin vom alten Menschen, der unter dem Pflegenotstand leidet. Ob die Arbeitslosigkeit, die mich vielleicht noch nie angefochten hat, bei einem meiner Kinder oder Enkel eine Realität wird (oder schon ist) und dadurch ganz nahe auch an mich heranrückt. Ob eines unserer Kinder oder Enkel als überforderte Alleinerziehende kämpfen wird im Beruf, mit dem Auskommen, in der Erziehung. Das ist bei manchen vielleicht alles längst der Fall, bei anderen steht es noch dahin.

So oder so: wir sind alle „Diakoniefälle Gottes“ (Haas) – und das in einem ganz tiefen Sinne: „Denn des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele“ – und du und ich gehören zu diesen „vielen“.

Aber wir sind auch Diakoniefälle *füreinander*, angewiesen auf - und sehnsüchtig nach - Liebe, Vergebung, Hilfe und Solidarität durch den Bruder, die Schwester. „Einer trage des anderen Lasten“ - „einander“, ein wunderbares Wort, das so oft im Neuen Testament vorkommt. „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat“ (Rö. 15,7), oder „Dient einander mit der Gabe, die ein jeder empfangen hat“ (1. Petr. 4,10). „Einander“ - das ist ein Schlüsselwort, der Ausgangspunkt und Brennpunkt für eine diakonische Gemeinde und für diakonische Gemeindeentwicklung. Und die meisten von uns haben Gemeinde wohl nicht nur als Gebende, sondern vor allem auch als Empfangende kennen gelernt: als Tröstung und Stützung, als geschwisterliche Stärkung und Hilfe, als Begleitung in schwieriger Situation. Hier liegt das Herzstück einer diakonischen Gemeinde, auch wenn wir das normalerweise noch gar nicht Diakonie nennen würden. Aber es ist schon Diakonie. Der Umgang Gottes mit uns und unser Umgang miteinander ist schon Diakonie.

III. Der (Zwischen)Schritt zum diakonischen Projekt

Aber wie entsteht aus diesen beiden Voraussetzungen - dass Diakonie Glauben braucht und dass wir alle Diakoniefälle für Gott und füreinander sind - eine diakonische Gemeinde? **Wie entsteht aus einer diakonischer Haltung diakonisches Handeln** - innerhalb der Gemeinde und über die Gemeinde hinaus? Gemeinde ist ja nicht nur für sich da, sondern lebt in der Sendung: „Geht hin in alle Welt.“

Ich will das mit drei Beispielen zeigen:

- Ich erinnere mich, wie wir bei einer Tagung für Besuchsdienst-Mitarbeitende der rheinischen Kirche das Thema „Demenz“ auf der Tagesordnung hatten und dazu eine Frau einluden, die vom Umgang mit ihrer demenz gewordenen Mutter erzählt hat. Sie hatte dabei mit ihrem Mann zusammen vieles aus dem Zusammenleben mit der Mutter mit einer Video-Kamera festgehalten und sich mit dieser Krankheit vertraut gemacht. Sie konnte authentisch davon sprechen und durch diesen Erfahrungsbericht vielen von uns Lichter aufstecken, die wir für die Besuchsarbeit brauchten.

Was daran wichtig ist: Eigenes Erleben wird zur Gabe, und sie wird zur Aufgabe, zur Weitergabe. Leidvolles Erleben wird zum Kapital der Hilfe.

- Wie viele Mitarbeiterinnen in Besuchsdienst-Gruppen haben sich für die Besuchsdienst-Arbeit gewinnen lassen, weil sie sagten: „Die Gemeinde hat treu meine Mutter, meinen Mann besucht. Jetzt will ich etwas zurück geben.“

- Oder die Arbeitsloseninitiative ZiP (es folgt eine PowerPointPräsentation).

Die Not der Welt ist nicht draußen, die Not der Welt ist uns ganz nah.

Das sehen wir nicht immer, weil wir landeskirchlichen Gemeinden doch in der Regel Mittelschichtsgemeinden sind – mit der Folge einer Milieuerengung, die sich in Sprache, Musik und Kleidung, die also eher „oben“ angesiedelt sind und das Selbstbild von Intaktheit und Stärke haben.

Wir können wir ausbrechen aus den Mauern der (angeblich) „heilen Welt“? Auch das wäre eine „Ent-Fesselung“, der Gewinn einer neuen Freiheit.

Es gibt eine schöne Geschichte von Franz von Assisi, die den Punkt trifft:

Einmal war Franziskus in Rom zu der Tafel eines Kardinals geladen. Es war eine erlesene Gesellschaft und die Tische bogen sich bei der Menge der Speisen und des Weines.

Franziskus sah dies, er verließ die Tafel und ging mit seinem Bettelsack in das Quartier der Armen. Da bekam er einen Kanten

Brot, dort eine Knochen mit Fleischresten oder eine Strunk angefaultes Gemüse. Mit den Gaben der Armen ging er zurück zum Tisch des Kardinals, und er verteilte sie unter den Prälaten und Fürsten.

Fulbert Steffensky hat diese Geschichte eine „stumme Schönheit“ genannt. Denn Franziskus predigt nicht, moralisiert auch nicht, sondern macht nur etwas anschaulich.

Die Geschichte macht anschaulich, wie notwendig es ist, dass wir uns regelrecht berühren lassen - manchmal geht es nur über eine Schocktherapie -, berühren lassen von der uns manchmal sehr fremden Welt der Not anderer. Nicht von der gesammelten Not der ganzen Welt, wie wir sie tagtäglich im Fernsehen zu sehen bekommen - ich habe den Eindruck, das lähmt uns eher - sondern mit konkreter Not. Aus der Allerwelts-Not entsteht keine Berufung, aber aus der konkreten Not, sei es eine in der Ferne oder in der Nähe kann sie entstehen. Innere Berufungen entstehen meist aus Beziehung, aus Berührung, aus Kontakt: mit dem konkreten Kranken, dem konkreten Vereinsamten, dem Obdachlosen, Arbeitslosen, Asylanten und Migranten, konkreter Kinderarmut in unserm Land oder in der Ferne.

Über einen Klassenkameraden unseres 13-jährigen Sohnes kamen wir in Berührung mit einer Problematik, die ein jahrelanges Leiden und jahrelange Bedrohung der Ehefrau durch ihren geschiedenen muslimisch-iranischen Ehemann zeigt, nicht zuletzt dadurch, dass er androht, die Kinder in den Iran zu verschleppen. Wir blicken hinein in ein leidvolles und großes Thema unserer Kultur. Wir haben den Jungen jetzt eine Woche mit in die Ferien genommen, weil sein Mutter wegen der Anwaltskosten kaum Geld für Ferien der Kinder hat. Damit er ich nicht missverstanden werde.: Das gibt es auch umgekehrt: Es gibt muslimische Männer, die vor ihren deutschen Frauen geschützt werden müssen, weil sie sich aus sprachlichen und kulturellen Gründen kaum für ihr Recht einsetzen können. Auch das haben wir erlebt.

Oder wenn wir in die Welt der Obdachlosen blicken – es sind immer wieder Fenster zu anderen Milieus, anderen Schicksalen, anderen, oft geprägten Lebensweisen.

Das ist die persönliche Ebene, die aber immer mitschwingt, auch wenn es um Gemeinde geht. Aber wo sieht die Gemeinde als ganzer die konkreten Herausforderungen, die konkrete Not in ihrem Umkreis? Was legt sich ihr auf die Seele, wo sieht sie sich herausgefordert? Können Sie das für Ihre Gemeinde sagen? Ja, könnten Sie einander mit einigen Strichen ein Bild von der Diakonie in Ihrer Gemeinde vermitteln?

IV. Handlungsfelder gemeindlicher Diakonie

1. Die Diakonie in der Perspektive des Gottesdienstes

Krankheitslast und andere Not. Wie wird bei Ihnen in der Gemeinde die Krankheitslast der Menschen in die gottesdienstliche Wirklichkeit eingebracht? „Und sie brachten alle Kranken zu ihm, dass er sie heilte“ (vgl. Mt 4,24). Die Aufnahme von Krankheit im gottesdienstlichen Geschehen findet ihren Ort besonders im Gebet, am ehesten im Fürbittengebet, in das Kranke wenigstens anonym, in bestimmten Fällen aber auch namentlich einbezogen werden können. Das ist mir immer wichtigerer, fast heiliger Dienst geworden.

Informationen über die Arbeit von Besuchsdiensten, Pflegediensten oder aus Altenheimen und anderen diakonischen Diensten im Gottesdienst können der Enttabuisierung und Konkretisierung leidvoller Lebensumstände von Gemeindegliedern dienen. Das verzweigte diakonische Netzwerk hat seinen Brennpunkt im gemeindlichen Gottesdienst, in konkreter Fürbitte, auch in der Predigt, so dass der ganze Gottesdienst zum Anwalt angefochtener Menschen wird.

Das gilt auch für Kollekten. Wie oft heißt es: „Wir sammeln für allgemeine diakonische Aufgaben.“ Der Mangel an Information und Anschaulichkeit, der hier zum Ausdruck kommt, ist oft genug ein Zeichen von Bequemlichkeit, oder anders gesagt: Lieblosigkeit.

Mancherorts gibt es die Praxis, Mitarbeitende aus Sozialstationen und Pflegeeinrichtungen dazu zu gewinnen, Demenzkranke an einem Sonntagmorgen zum Gottesdienst zu fahren, den die Gemeinde speziell für sie (zur normalen Zeit mit der ganzen gottesdienstlichen Gemeinde) gestaltet. Aber auch Sondergottesdienste mit Patienten („Patientengottesdienste“) - von Diakoniestationen oder Gemeinden angeboten – verstehen sich als eine bewusste Aufnahme von Kranken und ihrer Last in die heilsame Gegenwart Gottes. Sie haben, so erzählt es eine damit vertraute Pfarrerin, „eine ihrer Wurzeln in vermehrten Hausabendmahlsfeiern bei kranken und alten Gemeindegliedern, bei denen die Sehnsucht nach dem Kirchenraum deutlich geäußert wurde.“¹

2. Die Diakonie in der Perspektive der Seelsorge

Wenn eine Gemeinde ihr Ohr bei den Menschen hat, nimmt sie ihre Sehnsüchte und Leiden wahr – in liebeshungrigen Kindern, bei Konfirmanden aus zerbrochenen Familien, bei Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, bei Menschen in Krankheitsnöten oder in Erfahrungen von Verlust und Trennung bei Älteren und Angeschlagenen, die in Gefahr sind zu vereinsamen. Diese Situation fordert zu einer Seelsorge und Beratung heraus.

Die Breite und Intensität der „Leiden dieser Zeit“ bedeutet auch, dass das Angebot nicht auf die Amtsperson des Pfarrers beschränkt sein kann. Das erfordert Konsequenzen für den Gemeindeaufbau. Denn das, was an seelsorgerlichem Bedarf in einer großen Gemeinde sichtbar wird, kann weder ausschließlich von den großen Veranstaltungen gedeckt noch nur auf die Schultern von Funktionsträgern geladen werden. Seelsorge muss daher durch viele

¹ Des Näheren beschrieben bei Laepple, Gemeinde als Heil-Land, S.14f

Gemeindeglieder geschehen. Orte dafür sind u.a. Hauskreise und Zellgruppen, wo das Anteilnehmen am Leben und das Eintreten füreinander in Gebet und Seelsorge anderer - also in einem geschützten Raum – geschehen kann. Einübung in Glaubensschritte, spontane Diakonie und Seelsorge verbinden sich in solchen Zellgruppen. Sie sind „heilende Räume auf Zeit“².

Ich kenne eine Gemeinde in einem sozialen Brennpunkten. Sie hat die Stelle einer „*Seelsorge-Beauftragten*“ eingerichtet, die durch einen Förderverein finanziert wird. Andere haben für die Jugendarbeit eine *theologisch qualifizierte Sozialarbeiterin* eingestellt, die im Zwischenbereich von Kirchengemeinde und Gemeinwesen (Gemeindearbeit, Schule, Jugendamt) arbeitet und Spiritualität, Jugendarbeit und soziale Beratung verbindet.

3. Gemeindliche Besuchsdienste

Es entspricht der missionarischen Bewegung des „Hingehens“, wie sie für das Neue Testament charakteristisch ist, wenn eine Gemeinde Besuchsdienste einrichtet und auf die Qualität ihrer Besuchsarbeit Wert legt. Sie wartet nicht, bis die Leute kommen oder sich mit einer Not melden, sondern lässt sich von dem „Suchen“ und „Finden“ inspirieren, mit dem Jesus seine Sendung beschreibt (vgl. Luk 15; Mt 18,11). Mit anderen Worten: Die Gemeinde ergreift selber die Initiative des Nachfragens, Nachschauens und geht – in ihren Besuchsdiensten – zu den Menschen in die Häuser.

Es ist für unseren Zusammenhang erhellend, dass das Wort „besuchen“ im Neuen Testament im Zusammenhang mit zwei Adressatengruppen begegnet: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht“ (Mt 25,36), und: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen...“ (Jak 2,27). In beiden Fällen handelt es sich um in der Gesellschaft an den Rand gedrängte, ja stigmatisierte Gruppen.

Die Situation der Rechtlosigkeit von Witwen und Waisen, wie sie in der Zeit der Antike erfahren wurde, gilt zwar für unsere heutige Gesellschaft nicht mehr in gleicher Weise. Dennoch gibt es auch heute die vielfache Erfahrung des Ausgeliefertseins gerade von alleinstehenden Frauen an Behörden und von gesellschaftlicher Ausgrenzung. In der Erfahrung des Todes liegt oft ein Maß an Trauer, mit der die Menschen allein überfordert sind. Trauer ist – nicht nur als Erfahrung mit dem Tod, sondern auch als Verlust von Liebe, Verlust des Partners durch Scheidung oder des Arbeitsplatzes – ein Kernproblem fast aller Menschen. Darum gehört Trauerbegleitung zur Kernaufgabe einer Gemeinde und berührt eine ihrer Kernkompetenzen.

Nicht nur Trauernde, auch Kranke sind Adressaten der Besuchsdienst-Arbeit. Kranke Menschen ziehen sich oft in die Einsamkeit zurück. Hinter den Mauern von Wohnungen, Krankenhäusern und Krankenzimmern spielt sich ab, was zu Ausgrenzungen, auch zu Selbstaussgrenzungen aus dem sozialen Leben führt. Die christliche Gemeinde ist – mit ihren Besuchsdiensten - zu einer aufsuchenden und darin seelsorgerlich-heilenden Diakonie berufen, die solche Mauern überwindet und Menschen aus Isolierung und Stigmatisierung zu befreien sucht.

Die Erfahrung zeigt, dass hierfür eine Vielzahl von Ehrenamtlichen gewonnen werden kann, wenn auf Qualifizierung und fachliche wie seelsorgerliche Begleitung der Mitarbeitenden das notwendige Gewicht gelegt wird. Dann wird gerade diese Arbeit eine wichtige Ressource im

² Paul Toasperm ebd. S. 13

Konzept einer seelsorgerlich-heilenden Gemeinde sein. Diese Qualifizierung muss – neben der Befähigung zur Kommunikation - das Erlernen von heilenden Gesten des Segnens, Salbens und des Betens als eigene Thematik umfassen.

4. Die Diakonie des Gebets

Diese Wortwahl mag fromm klingen. Aber es ist meine tiefste Überzeugung, dass kirchliche Diakonie das Gebet braucht und Gebet selber eine Form der Diakonie ist.

Wir kennen schon seit dem großen Benedikt und Ordensgründer den Ausdruck „ora et labora“; bete und arbeite.

Vom Gebet im Gottesdienst haben wir schon gesprochen. Das Gebet soll - möglichst nicht allgemein, sondern ganz konkret - die laufenden diakonischen Projekte begleiten. All unser Tun ist sehr fragil, darum abhängig von Gottes Weisung, von seiner Führung und von seiner Kraft. Und wie gut ist es, Menschen, für die wir da sind, bei unserer doch begrenzten Hilfe den Händen Gottes anvertrauen zu können.

V. Diakonie der Gemeinde in Vernetzung mit anderen Akteuren

Gemeinde ist in sich ein aufregendes Netz mit einem hohen Potenzial an Möglichkeiten, auch diakonischen Möglichkeiten: sie hat Räume, sie hat geprägte Veranstaltungen, hochmotivierte Menschen, sie hat Bildungstraditionen und Hilfetraditionen, sie lebt von 2000 Jahre lange Erfahrungen, Kirche hat in unserem Land einen relativ guten Ruf, Gemeinde hat – gewiss immer zu wenig – aber sie hat auch Geld und ein finanzielles Potenzial. Sie hat die beste Botschaft der Welt.

Hinzu kommt: eine Gemeinde ist nicht allein auf der Welt. Sie wird noch reicher, wenn sie erkennt, dass sie in einem Netzwerk mit anderen lebt. Diese Möglichkeiten der Vernetzung müssen wir stärker in Anspruch nehmen. Sie in ihrem Kirchenkreis fangen ja längst damit an, einander wahrzunehmen, indem Sie eine solche Diakonie-Woche machen oder indem Sie vor einem Jahr mit „gemeinsam unterwegs“ einen Impulstag veranstalteten.

Die diakonischen Werke und die Gemeinden brauchen einander. Sie haben lange genug in Parallelwelten gelebt und gearbeitet. Die Erkenntnis setzt sich überall durch: das ist eine Verschwendung von Kräften, von Chancen und Ressourcen. Die Kompetenz der Spezialisten braucht die Spiritualität der Gemeinde, die Gemeinde braucht die Kompetenz der diakonischen Spezialisten.

Ich will das nur noch bebildern mit ein paar wenigen Beispielen:

1. Medizinische und diakonische Dienste im Horizont der Gemeinde

Auch wenn sich zwischen der Gemeinde und den eigenständigen Pflegediensten und ihren manchmal gemeindefernen Mitarbeitenden eine Distanz verfestigt hat, sollte eine Gemeinde, wo immer sie kann, bewusst die Verbindung zu den Pflegediensten suchen: im Werben für gemeinsame Patientengottesdienste wie für die Zusammenarbeit mit den gemeindlichen Besuchsdiensten.

Zu dieser gegenseitigen Verbindung gehört die Bitte um Fortbildungen in „häuslicher Pflege“, die gegenseitige Information und das schon erwähnte Angebot der Fürbitte im Gottesdienst. Es ist auch eine besondere Aussage, wenn bei einem Krankenabendmahl die Pflegeschwester der Diakoniestation zugegen ist und an der Feier teilnimmt.

Ich denke an eine so wunderbare Einrichtung wie den „Pflegekreis Wilnsdorf“ in Ihrem Kirchenkreis, an dem mehrere Akteure, Gemeinden und andere, zusammen die Verantwortung tragen.

2. Selbsthilfegruppen,

Trauergruppen, oder Gruppen von Menschen, die eine schwere Krankheit verbindet, also Anonyme Alkoholiker, Drogenabhängige und Arbeitslose versammelt sich nicht selten in einem Raum des Gemeindehauses. Sie verdienen unsere Beachtung. Auch wenn sie nicht als Gemeindegruppe entstanden sind, sondern als „von außen“ kommend nur die Gemeinderäume in Anspruch nehmen wollen, sollten sie mit Gastfreundschaft, Interesse und Liebe aufgenommen werden, ohne dass man sie vereinnahmt. Dazu bedarf es der Kommunikation und der Brücken in diese Gruppen. Es könnten darin Chancen liegen, die beiden Seiten, der Gemeinde und den Teilnehmenden der Gruppen, zugute kommen.

V. Schlussbemerkungen:

1. Nach dem bisher Gesagten heißt die „Lernspur Diakonie“: sich berühren lassen, sich beraten mit anderen, Fachlichkeit in Anspruch nehmen.

Meistens ist es ja so, dass Ideen zur Hilfe von einzelnen ausgehen. Diese Einzelnen sind Armut oder anderer Not begegnet und entwickeln eine Leidenschaft, ein Sendungsbewusstsein. Sie suchen Verbündete, beziehen sie ein in die Fragen nach möglichen Hilfen, und dann ist es gut, wenn Fachlichkeit hinzugezogen wird.

2. Es ist gut, wenn Initiativen nicht von Einzelkämpfern nur verantwortet werden, sondern sie von Gremien der Gemeinde beraten werden.

Vom Kirchenvorstand haben wir schon gesprochen. Er hat die große Aufgabe, den missionarischen und diakonischen Auftrag in der Gemeinde zu begleiten. Meine Frage ist: Wie macht er das. Wie ist dieser Auftrag organisiert, strukturiert? Gibt es einen Diakonieausschuss? Gibt es eine Diakoniebeauftragte oder einen Diakoniebeauftragten? Was nicht gut strukturiert ist, gilt uns in aller Regel nicht als besonders wichtig. Es verflüchtigt sich früher oder später. Ein guter Inhalt braucht eine gute Form.

3. Diakonie ist ja keine Nebensache. Diakonie ist ein Auftrag, wie er nicht stärker unterstrichen werden kann, als Jesus selber es getan hat. Er hat uns eine Sehhilfe gegeben: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen, ich bin hungrig und durstig gewesen und ihr habt mir zu essen und zu trinken gegeben“ (Mt 25). Die Liste will nicht vollständig sein, wir können sie ergänzen mit Situationen und Schicksalen von heute. Aber das sind Hinweisschilder, Sehhilfen.

Ein Diakonieausschuss hätte so etwas wie ein diakonisches Wächteramt in der Gemeinde und der Region, um Herausforderungen zur Hilfe zum Thema der Gemeinde zu machen. Eine Kirchengemeinde ist als öffentliche Einrichtung immer auch mitverantwortlich für das Gemeinwesen: „Suchet der Stadt Bestes.“

4. In all dem verbindet sich Diakonie und Mission, in alldem geschieht Gemeindegewachstum. Es muss nicht so sein, dass diakonische Aufgaben nur Kräfte abziehen. Sie führen auch Kräfte zu. Sie führen uns neue Mitarbeitende zu und führen uns Menschen zu, die uns durch ihre Andersheit reicher machen.

Für mich gehören darum die *Glaubenshilfe* einer Hauskreisarbeit und diakonische *Lebenshilfe* zusammen. Für mich ist es selbstverständlich, dass es „Korridore“, Zugänge, geben muss

zwischen Glaubenskursen, Selbsthilfegruppen und den Zielgruppen, denen sich Diakonie zuwendet. Alle Diakonie muss wissen, dass der Mensch – wie Jesus es ausdrückt – „nicht vom Brot allein“ lebt. Verletzte sind meist auch Suchende. Wir schulden ihnen das ganze Evangelium.

Darum muss es Korridore nach beiden Richtungen geben – von der diakonischen Lebenshilfe zur Glaubenshilfe und von der Hilfe zum Glauben zur diakonischen Lebenshilfe.

Entfesselte Gemeinde?

Jener Pfarrer aus Oberhausen schloss das Portrait seiner Gemeinde mit folgendem Satz ab: „Ich möchte nicht nur auf die Dimension des Machbaren schauen. Ich möchte eine andere Dimension ins Spiel bringen: Welche Vision mag Gott wohl für unsere Gemeinde haben?“

Mit dieser Frage schließe ich ab. Ich danke Ihnen.